Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 43 (1967-1968)
Heft: 8

Artikel: Luftschlösser müssen auf dem Boden stehen
Autor: Hunziker, Christian
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079831

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

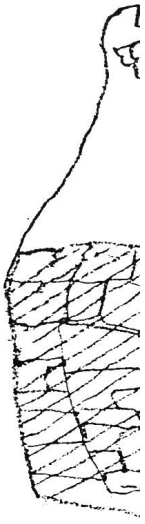
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Luftschlösser müssen

Von Christian Hunziker, Architekt, Genf



Viele Jahre war ich Angestellter in einem führenden Architekturbüro. Ich zeichnete und entwarf, diskutierte mit dem Chef und meinen Kameraden. Die Resultate waren mehr oder weniger befriedigend, manchmal erweckten sie schon auf dem Papier erheblichen Widerstand und, wenn sie dann fertig und fest im Weichbild der Stadt standen, erfolgte meist öffentlicher Protest. Trotz diesen Schwierigkeiten schien meine Position einigermaßen gesichert, und ich konnte daran denken, ein eigenes Haus für meine Familie zu bauen.

Wir wohnten damals zu ebener Erde in einer Dreizimmerwohnung, mit vier Kindern nicht gerade luxuriös. Zudem waren wir auf eine Hilfe angewiesen, da meine Frau ihren Beruf als Spezialärztin ausübt.

Nun gab es Möglichkeiten. Meine Frau sah die Zeitungsinserate durch, dann packten wir die ganze Familie ins Auto und fuhren zur Besichtigung. Nach einigen Wochen hatten wir eine bezaubernde Parzelle gefunden, viertausend Quadratmeter, billig: für achtundzwanzigtausend Franken, auf drei Seiten alte Bäume, an der vierten ein kleiner Bach mit Forellen. Per Auto eine Viertelstunde zum Zentrum von Genf. Ideal für Kinder, die gerne im Freien herumstöbern, praktisch und ruhig für Erwachsene.

Ich sprach beim Kantonsplaner vor, fragte, wie man hier wohl bauen könnte. Er meinte, ganz modern, das Land sei ja so abgeschlossen — ich dürfe bauen wie ich wolle! Es schien gar keine Hindernisse mehr zu geben, Freunde borgten mir die Finanzen zum Landkauf, und eine Lebensversicherungsgesellschaft versprach das Geld zum Bauen.

Wie im Traum

Jetzt sollte ich also ein Projekt und Pläne zeichnen. Kreide, Buntstift, Tusche und Papier lagen vor mir. Und nun versuchte ich mir vorzustellen, wie sich meine Familie auf dem Grundstück einnisten könnte.

Wir Eltern sollten ein kleines Schlafzimmer im Osten kriegen, die Kinder je eine Schlafnische im Westen — da riß eine nach Süden sich öffnende gipfelförmige Anlage plötzlich meine ganze Aufmerksamkeit auf sich und mich selber völlig aus dem Feilschen um Für und Wider heraus.

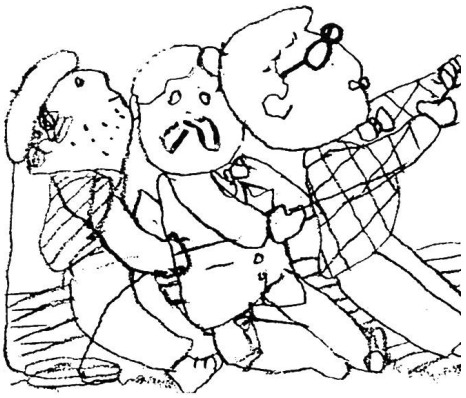
Ich zeichnete rasch und wie im Traum. Wie würde es in dem Haus sein, wenn es regnete? Schneite? In der Sommerhitze? Am Morgen, am Abend? Und in der Mondnacht? — Ich wünschte, daß das Haus in der Mondnacht am schönsten wäre, in der zauberhaften milchigen Atmosphäre . . .

Mit solch befremdlichen Anliegen hatte ich plötzlich meine innere Stimmung entdeckt. Ich war erschüttert. Mit dem rationellen und funktionellen Erledigen war es also nicht getan. Ich war ein Mensch. Und der verlangte viel mehr als nur praktisches oder rechnerisches Genügen.

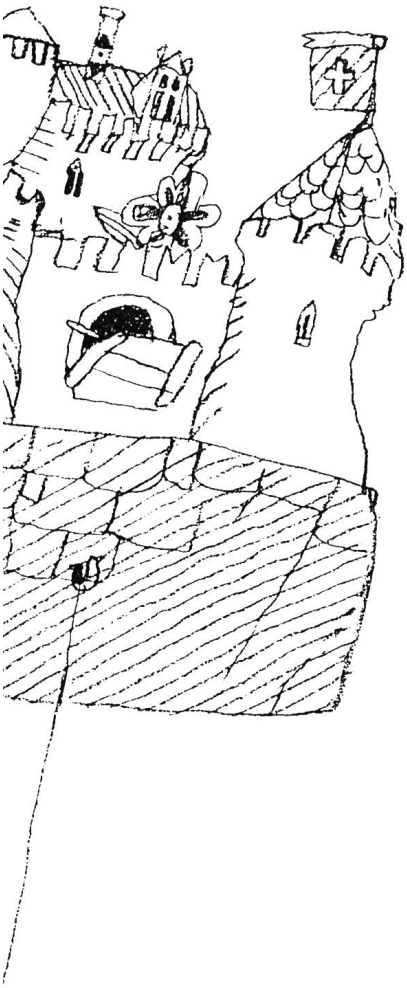
Der Grundriß wurde ein Viertel-Mond.

Dann kamen die Außenansichten mit Flachdach und großen Fensterflächen. Und das mutete mich dann sehr langweilig und klotzig an, hielt meinen traum-artigen Prüfungen nicht stand.

Ich mußte meine Methode ändern, ich mußte die gesuchte Harmonie erfühlen. In alle Richtungen ließ ich die farbigen Kreiden ausschweifen.



Die Bauten von Christian Hunziker gehören zur «Experimentellen Architektur». Man wird auf diesen Architekten aufmerksam, auch in der Ostschweiz. Nebenberuflich schreibt Hunziker Bücher, komplizierte, eigenartige Geschichten, eine heißt «Verwicklungen». Auch er selber ist nicht einfach zu verstehen, so kompliziert oder



auf dem Boden stehen

Da entstanden eigentümliche Gebilde. Es sah aus wie wenn die Erde aufwallte . . . Höhlen und Pfeiler, Brücken und Rohre formten sich, das Dach wurde zum Segel.

Ich suchte technische Mittel und ökonomische Materialien, um die berauschenden Verhältnisse von Form, Licht und Gewicht in die Wirklichkeit umzusetzen. Mauerwerk in verschiedenen Richtungen, abgewinkelt, abgeschrägt und rhythmisch moduliert. Das Hängedach aus Streckmetallnetzen . . . Eine Unterredung mit dem Bauingenieur brachte mich zur Überzeugung, daß sich das Konstruktive im Rahmen des Möglichen hielt.

Ich hätte nun den Baubeginn ins Auge fassen können, aber eine unerwartete Krise befiel mich. Meine gewohnte Büroarbeit schien mir immer mehr zu entgleiten. Überall witterte ich unwesentliche oder gar absurde Umstände. Ich wurde unduldsam. Der Chef und die Arbeitskameraden schüttelten den Kopf. Ich kündigte. Meine Freunde schalten mich einen Narren. Meine Frau verstand mich.

Mit einem Kollegen gründete ich eine eigene Firma. Bald darauf kam aber der Kreditstopp, und wir klopften an viele Türen, umsonst. Uns fehlten die gesellschaftlichen Verbindungen. Wir hatten uns ja immer nur um Architektur und Technik gekümmert!

Immerhin, einige Brosamen fielen uns zu. Eine alte Frau mußte ihr Dach flicken lassen, ein anderes Haus mit ungenügender Rendite sollte eine Warmwasserheizung und Badezimmer kriegen. Man versteht, daß mein Hausbau vorderhand ad acta gelegt wurde . . .

Nicht zu bequem

Kurz vor unserer Büro-Eröffnung lernte ich ein Ehepaar kennen, das eine eigene Apotheke führte. Sie faßten mich ins Auge, sie wollten ein Haus bauen. Wir waren ungefähr gleich alt.

Weil die beiden ihren Arbeitstag meist im Hinterladen bei elektrischer Beleuchtung verbrachten, sehnten sie sich nach natürlichem Licht, nach Sonne und Garten.

Wir entdeckten ein herrliches Stück Land, an ein Dorf angrenzend, mit der Aussicht über Rhonetal und Jura. Sechstausend Quadratmeter. Manche Stunde weilte ich in der Apotheke, und es wuchs eine gute Atmosphäre zwischen uns drei, Skizze um Skizze entstand. Es war gemütlich, so um die Kaffeetassen herumzuplaudern.

Hier sollten die Kinder «im Osten» leben und die Eltern «im Westen». Gerade umgekehrt als in meinem eigenen Projekt. Im Osten lag das Dorf und die kleine Zubringerstraße, im Westen verbanden Rebberge und Kirschbäume den Besitz mit der Landwirtschaftszone. Die Kinder würden früh aufstehen und die Eltern am andern Ende nicht stören.

Diese künftigen Hausbesitzer liebten tropisches Pflanzengeranke. Ich schlug vor, einen Wintergarten anzulegen. Die Pflanzen sollten sich um die Treppe winden, ihre Wurzeln im natürlichen Gelände stecken — so daß man nie Wasser geben müßte.

Der Hausfrau wollte ich es noch viel bequemer machen als üblich. In ihrer Küche sollte sie nie in die Kniebeuge gehen, noch auf den Schemel

Bata Baechi

so einfach wie eben ein Mensch ist. Er schämt sich dessen nicht. Er sucht, und er holt viel heraus, aus sich und den andern, aus dem Bauherrn, aus dem Maurer. Wie? — das erzählt er hier. Solches Hausbauen muß ein herrliches Abenteuer sein, ein wirkliches Experiment!

B. H.

Sergius Golowin: Berner im Hexenkreis. Sagengeschichten. Viktoria, Bern. 164 S.

Abseitiges aus Bern in Form von Spuk- und Sagengeschichten: Geschickt zusammengestellt, spannend, unterhaltsam – selbst für Zürcher und andere Eidgenossen.

Eduard Stäuble: Max Frisch. Erker, St. Gallen. 272 S.
Elisabeth Brock-Sulzer: Dürrenmatt in unserer Zeit. Reinhardt, Basel. 63. S.

Frisch und Dürrenmatt bleiben im literarischen Tagesgespräch. Zwei Kenner der beiden haben eben Grundlegendes über das Schaffen der Dichter zusammengetragen: eine willkommene Voraussetzung für ein tieferes Eindringen in das Werk Frischs oder Dürrenmatts und, damit verbunden, für eine substantielle Auseinandersetzung mit den Ideen und Problemen, die sie vortragen.

E. T. A. Hoffmann: Werke in vier Bänden / Gotthold Ephraim Lessing: Werke in drei Bänden. Insel, Frankfurt.

Der Zugang zu wertvoller Literatur vergangener Epochen wird dem Gutwilligen heute leicht gemacht. Die beiden Werkausgaben von Hoffmann und Lessing sind Musterbeispiele dafür: In handlichen Bänden vereinigen sie, strengen literarischen Maßstäben gehorchend, wichtige Werke der Dichter. Junge Freunde der Literatur können beim Kauf dieser Ausgaben ihr Portemonnaie schonen; die ansprechende Aufmachung der Edition empfiehlt sie dem Fachmann als Handexemplar.

Egon Wilhelm

steigen müssen, um die Töpfe erreichen zu können. — Da sah sie mich an und bemerkte, sie müsse noch jung bleiben, und die Kniebeugen kämen ihr deshalb gerade recht. Ich muß sagen: ich war beeindruckt.

Ganz ungezwungen

Jetzt sollte das ganze Haus also eher frisch und sportlich als bequem werden. Wir hatten ungefähr alle Räume bestimmt und wußten, wo sie etwa liegen sollten. Die Zeichnung sah aus wie ein Molekül.

Meine Kunden machten sich keine Sorgen über das ungewohnte Bild. Aber ich . . . ich dachte an die Bank, welche die Hypothek erteilen sollte, und an die Baubewilligung.

Deshalb preßte ich dieses lose Bauprogramm in eine sogenannte «Ordnung» hinein. So abgewinkelte Rechtecke würden nun sicher alle Hindernisse passieren!

Dann legte ich die definitiven Entwürfe meinen Auftraggebern vor — eine große Enttäuschung breitete sich auf ihren Gesichtern aus, und sie erklärten, die früheren Pläne hätten ihnen viel besser gefallen, sie möchten viel lieber so etwas . . . das im Gleichgewicht sei, ungezwungen, mit dem Gelände verwachsen, etwas, das das wirkliche Leben einbeziehe, die windgeschützten, sommerkühlen, abendwarmen Plätze, und im Aussehen eben so, wie es dieses Leben verlangte . . .

Es war beschämend für mich. Sie hatten also mehr Mut als ich, der Architekt. Vielleicht waren sie ahnungslos.

Ich beschloß, daß ich dieser Herausforderung unmöglich aus dem Wege gehen konnte ohne meine Selbstachtung zu verlieren.

Der Sprung vom Vorprojekt zur Ausführung bedeutete sechs Monate harte Arbeit. Jeden Morgen betrachtete ich mit Grauen, was ich am Abend vorher als ausführungsreif erklärt hatte. Es gab Papierkörbe! — Mein Teilhaber wurde zwar ungeduldig, meine Kunden indessen warteten mit unbeirrbarer Zuversicht.

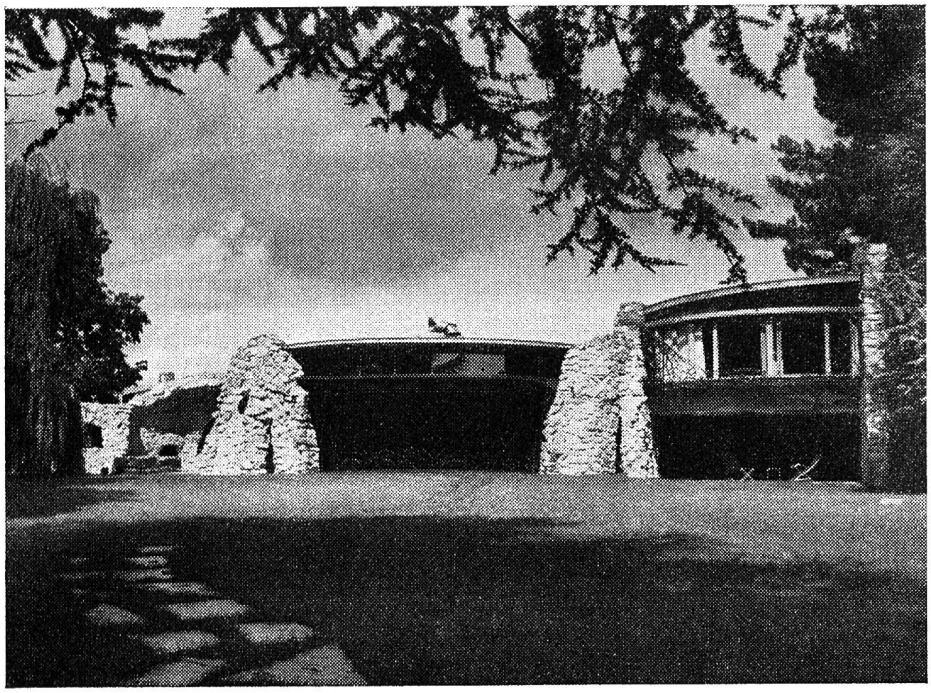
Die Baubewilligung wurde erteilt; obwohl sich die Gemeinde dagegen gestemmt hatte, war die kantonale Kommission für das Projekt. In Genf müssen die Gemeinden zwar konsultiert werden, aber die Entscheidung liegt beim Kanton.

Der Bau ging rasch voran. Ein tadelloser Vorarbeiter wachte über die genauen Maße. Als endlich alles dastand, was auf den Plänen gezeichnet gewesen war, wunderten sich manche, andere schimpften, einige lobten. Gewisse Betrachter fanden, das Haus sei eigentlich eine Skulptur oder ein plastisches Wesen. Man vermutete darin sogar den Beginn eines neuen Humanismus.

Die Bewohner jedenfalls liebten ihr Haus. Sie pflanzten im Wintergarten und setzten Blumen und Sträucher an die Außenmauern.

Ich komme oft dorthin zurück. — Von Zeit zu Zeit zeichne ich ein neues Möbelstück dazu, das besonders in dieses Haus passen soll.

Bei solchen Besuchen mache ich mir meine Gedanken, finde Erkenntnisse. Etwa: daß ein Bewohner sein Augenmerk nicht ständig auf seine Behau-



Eine Fassade, die nicht gezeichnet wurde

sung richtet, denn er kennt ja schließlich jede Ecke, jeden Farbfleck, täglich geht er wieder dieselben Wege, die ihm zur Gewohnheit werden — er bewohnt sein Haus mit dem Unterbewußten sozusagen.

Im Formen dieser Gewohnheitswege, mit Licht und Schatten, mit transparenten und undurchsichtigen, schweren Mauer- und leichten Füllwerkteilen, scheint mir mehr Lebenswert zu liegen als im Schaffen einer eindrücklichen Fassade oder im Bilden von ideal proportionierten Flächen, die man ja eigentlich doch nur für die andern baut — für die, denen man Eindruck machen möchte.

Sobald so eine Menschengruppe, wie wir sie mit unseren Kunden formten, sich von der lastenden Ängstlichkeit freimachen kann, kommt sie auf neue Wege, zu unbekannten Zielen. Freilich stellen sich Bekannte ein, die sarkastisch bemerken, daß hier ein «Holzweg» eingeschlagen worden sei, daß sie das, was wir da gemacht hätten, «nicht glaubten», daß man «ohne Doktrin eben nichts zustande bringen könne». — Über die ersten beiden Punkte kann man reden, das mit der Doktrin aber ... Als Schweizer graut mir eher vor diesem Wort: Wir sollten es endlich schätzen lernen, daß es bei uns möglich ist, ohne Verhaftung an modische Massentendenzen aus dem Einvernehmen Einzelner heraus zu schöpfen, wobei keiner den «Solisten» spielen will, auch der Architekt nicht.

Daß diese neue Art zu bauen, organisatorisch nicht gerade das Einfachste ist und hohe Anforderungen an die Ausübenden stellt, war mir klar. Aber ich glaube nicht daran, daß der Mensch auf die Dauer eine Existenz in großmaßstäblichen Kaninchenställen ertragen wird und daß Extravaganz im Bauwesen nicht mehr als eine lästige Erhöhung von

Bücher

Albert Schweitzer: Reich Gottes und Christentum. Mohr-Siebeck, Tübingen. 212 S.

Aus dem Nachlaß des verstorbenen Urwalddoktors hat U. Neuenschwander ein Manuskript herausgegeben. Sein Titel ist vielleicht irreführend: Es geht nicht um das Reich Gottes heute, sondern um das Reich Gottes bei den Propheten, bei Jesus und Paulus. Vor allem der Abschnitt über Jesus ist interessant: Albert Schweitzer hat nochmals seine These wiederholt, daß Jesus freiwillig in den Tod gegangen sei, um so stellvertretend die Leiden der Endzeit auf sich zu nehmen und das Kommen des Reiches Gottes herbeizuführen. Aber er hat sich getäuscht; ebenso die ganze Urgemeinde, die umsonst auf das Kommen des Endes wartete. Von der christlichen Botschaft hat allein Jesu Ethik der tätigen Liebe und die paulinische Botschaft von der in Christus geschenkten Freiheit die Zeiten überdauert. Für Theologen bringt der Band kaum etwas Neues, für Laien ist er eine gut verständliche Darstellung eines klassischen Entwurfs des theologischen Liberalismus. Als Zusammenfassung der Theologie Schweitzers ist er hervorragend. Ulrich Luz

Heinrich Büttner/Iso Müller: Frühes Christentum im schweizerischen Alpenraum. Benziger, Einsiedeln. 197 S. Abbildungen, Textskizzen, Karten.

Zwei der besten Kenner unserer frühmittelalterlichen Kirchengeschichte haben die Ergebnisse zahlreicher Einzeluntersuchungen in einer Gesamtdarstellung zusammengetragen, die dem derzeitigen Stand der Forschung in jeder Hinsicht entspricht. In einem kürzeren Abschnitt beschreibt Heinrich Büttner die Entwicklung der Bistümer, im Hauptteil Iso Müller die mannigfaltigen Fragen, die sich aus der Erforschung der frühen Pfarreigeschichte ergeben (Pfarrei- und Stifterrechte, Patrozinien usw.). Unbedingte Sorgfalt in der Verarbeitung des verfügbaren Materials, allen gewagten Deutungen abholde wissenschaftliche Red-

Bücher

lichkeit, Anschaulichkeit in der Erläuterung der Gegenstände und Umsicht bei der Einführung der Begriffe kennzeichnen das Buch, das den Fachkundigen und den Liebhaber anspricht. Die zahlreichen Abbildungen sind überaus sinnvoll ausgewählt und erläutert; daß wenige von ihnen nicht von bester Qualität sind und der besonders aufmerksame Beobachter sogar eine entdeckt, die kopfsteht, habe ich darum gerne in Kauf genommen.

Hans Messmer

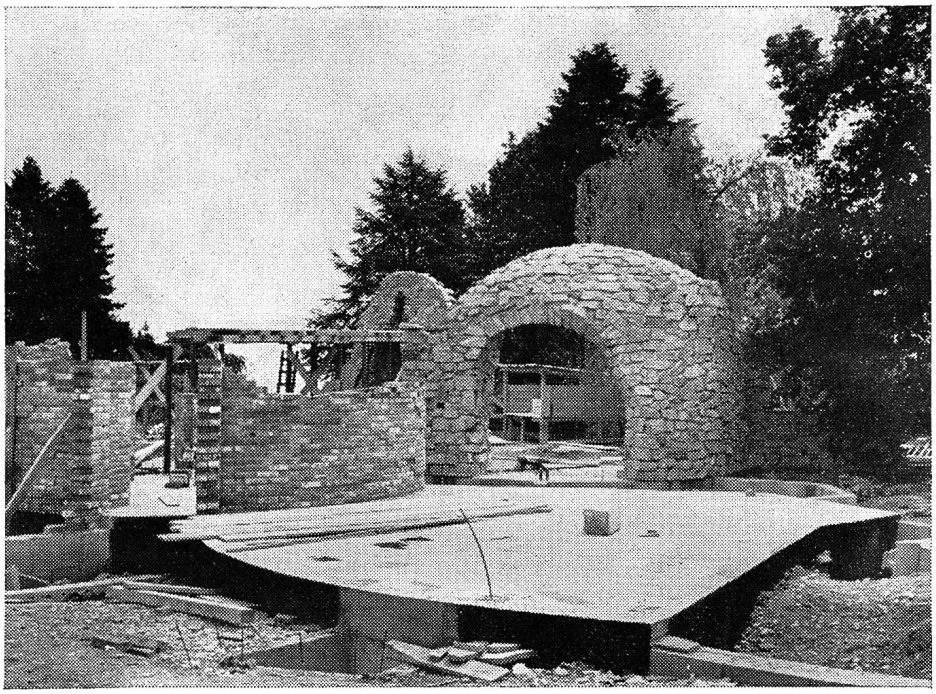
Conrad Ulrich: Zürich um 1770. Johann Balthasar Bullingers Stadtansichten. Berichthaus, Zürich. 63 S.
Walter Kägi / Bernhard Anderes: Erlauschte Stille. Zeichnungen vom oberen Zürichsee und aus Rapperswil. Gut, Stäfa.

Der namengebenden Stadt am unteren Ende des Zürichsees sind die Radierungen Johann Balthasar Bullingers (1713–1793) gewidmet, die in den 1770er Jahren entstanden sind und die Conrad Ulrich in verdienstvoller Weise aus ihrem Dornröschenschlaf befreit hat. Die in ansprechendem Breitformat reproduzierten Ansichten stellen eine Zeit der Limmatstadt im Bilde vor, an die wir heute nurmehr durch Straßennamen, beispielsweise durch den «Fröschengraben», erinnert werden. Besonders geglückt scheinen mir die großangelegten Limmatquai-Ansichten, die Bullingers zeichnerische Fähigkeiten ins Licht rücken. Dank dem umsichtig orientierenden Text wird das Beschauen der Bilder zum ungeteilten Genuß.

Weiter oben, am See-Ende, liegt die Rosenstadt Rapperswil. Ihr und ihrer näheren Umgebung gelten die Zeichnungen Walter Kägis, der mit feinem Stift den heutigen Zauber des Städtchens anmutig eingefangen hat, während Bernhard Anderes in Reim und Prosa diesen reizenden Erdenwinkel so eingehend schildert, daß man sich dem lockenden Ruf nicht entziehen kann und bereits jetzt schon eine Frühlingsfahrt den See hinauf plant.

Erich Weinberger

Luftschlösser



Sichtbares Zusammenwachsen

Miet- und Gestehungspreisen bedeuten soll.

Wenn mich der Zweifel plagte, ob ich mit solchem Tun nicht einfach in eine kurzlebige Diversion einlenke, in eine Tendenz zum Kuriosen, dachte ich an die ultrakomplizierte Technik der Raumfahrt. Mir schien, die Erdenbewohner sollten in ihren bodenständigen Belangen nicht ins Hintertreffen gelangen. Ich habe nicht das geringste Vertrauen zu einer Konzeption, in welcher titanische Anstrengungen für die Raumfahrt unternommen werden, währenddem die Menschen hier in Barackenstädten ihr Leben fristen. Wenn wir fähig werden, solch weitgesteckte Ziele zu meistern, werden wir auch die irdischen Zustände neugestalten müssen — damit wieder ein Ganzes entsteht.

Verankerung und Wege

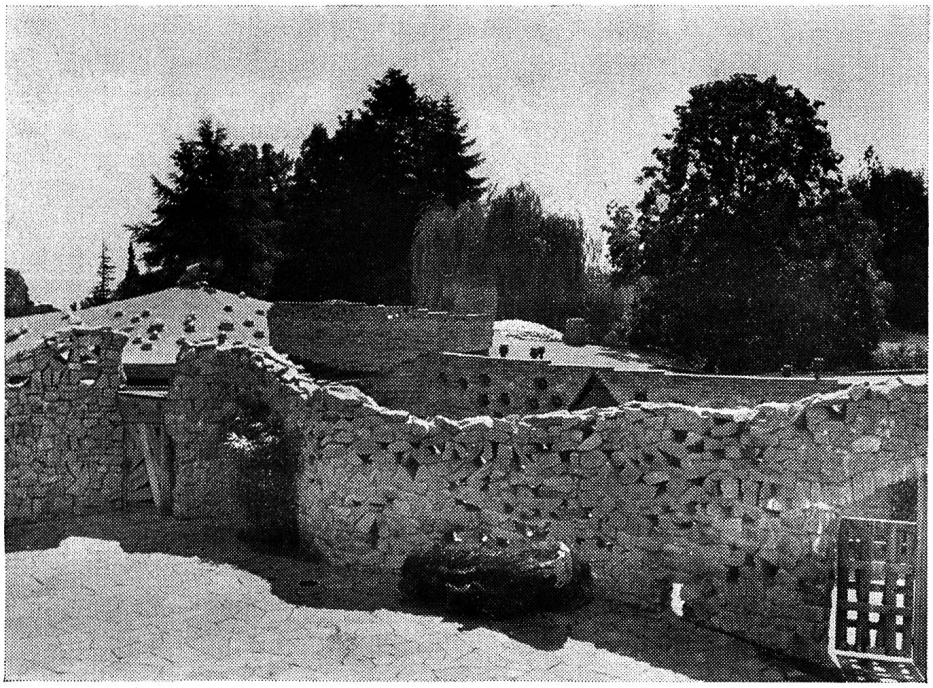
Später, nach manchen andersartigen Aufträgen, kam einmal ein reicher Mann. Er zog ein kariertes Papier aus der Tasche: Das Haus war schon gezeichnet; es sollte ein Ferienhaus werden. Er wünschte Bruchsteinmauern, innen und außen sichtbar, braunfarbene Hölzer und schmiedeiserne Gitter.

Der Mann kam zu den Besprechungen aus Paris. Wir bogen das Projekt in verschiedene Richtungen, bald zackig und eckig, bald fließend und weich. Beim vierten Entwurf erklärte mein Auftraggeber, er möchte vom Hauptraum in den Garten hinunter mindestens drei Stufen.

Ich meinte, das Haus würde dann wie auf die Erde aufgesetzt aussehen.

«Das habe ich eben gern, wie wenns von einem Helikopter fallen gelassen worden wäre, oder wie ein Wüstenzelt, stets abbruchbereit.»

«Ich dachte, Sie könnten Ihr Haus auch in der Erde verankern!»



Eine der Bildhauer-Mauern

«Das wäre auch eine Idee, allerdings.»

Und er versank in Schweigen.

Einige Tage später legte er den Plan einem Freund in meinem Beisein dar. «Es hat keine Stufen zwischen Garten und Hauptraum, es wird ebenerdig sein», erklärte er mit einem Blick auf mich, wie wenn er sich ertappt fühlte.

Lobend hob er eine Partie hervor, die ihm sehr gelungen vorkomme, er könne sich auch andere Teile in ähnlicher Art vorstellen. Ich solle doch versuchen, weiter in dieser Richtung vorzustoßen.

Daraufhin überarbeitete ich alles und legte das fünfte Projekt vor. — Er erschrak, wir seien jetzt zu weit gegangen, und es scheine ihm, daß sich alles zu sehr auflöse, er liebe die frische Strenge des vierten Entwurfes. So solle ich doch wieder dazu zurückkehren und die Baueingabe dementsprechend ausarbeiten.

Vor diesem entscheidenden Entwurf hatte ich eines Tages plötzlich genug gehabt von all diesen Zimmern und Mauern, die sich ornamental so schön aneinanderfügten, hatte dann begonnen, auf dem Plan die verschiedenen Wege von einem Ort zum andern einzuzeichnen, von der Küche zum Schlafzimmer, vom Hof zum Garten . . .

Ich ging diese Gänge in Gedanken und versuchte choreographisch zu erspüren, wie enge Passagen mit freiem Auslaufen rhythmisch aufeinanderfolgen könnten. Belebte alltägliche «Spaziergänge» schwebten mir vor; ich dachte, so würde auch einmal der Bewohner hin- und hergehen.

Der so entstandene Grundriß brachte neuartige, recht seltsame Raumzusammenhänge, er war um Wege herum geformt worden. Und er ist

GLOSSEN

Von Arthur Häny

Der Neid ist in der Tat das Krebsübel unserer Gesellschaft. Man wird sich mit den verschiedensten Menschen, auch mit solchen, die gegenteilige Ansichten vertreten, verständigen können. Mit neiderfüllten Leuten niemals. Und das Traurigste ist, daß diese Seuche gerade auch in jenen Kreisen wütet, die den anderen ein Beispiel geben sollten: unter den Wissenschaftlern und Künstlern. Statt einzusehen, daß Platz für alle unter der Sonne ist, fürchtet ein jeder, vom anderen überrundet und in den Schatten gestellt zu werden. Die Folge davon: ein infantiles Catch-as-catch-can, ein Alle-gegen-alle-Spiel mit den flexibelsten Regeln . . .

Die Politik eines Staates wird nicht desto realistischer, je mehr sie den eigenen Vorteil im Auge hat. Die eigentlich realistische Politik müßte den Vorteil des ganzen Menschengeschlechtes im Auge haben.

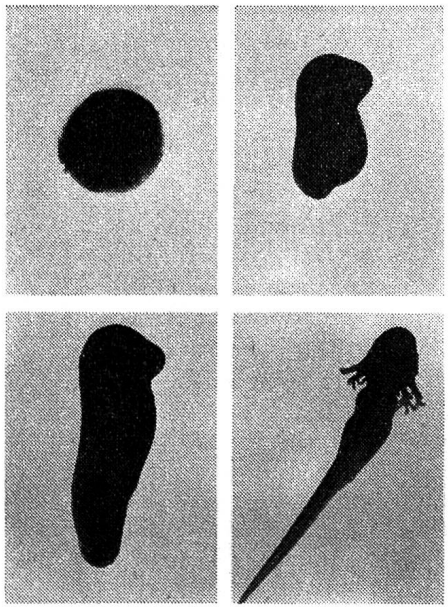
ZUSAMMENHÄNGE IN DER NATUR

Von Willy Gamper

Geheime Verwandtschaften

Wunder sehen oft anders aus, als wir sie uns vorstellen – und zuweilen finden sie sich an Orten, wo wir sie kaum erwarten würden. Die *Froscheier,* denen die unten abgebildeten Entwicklungsstadien entnommen sind, stammen aus einem verschlammten Moortümpel. Sie führen uns das Wunder werdenden Lebens vor Augen.

Für das unbewaffnete Auge kaum erkennbar, beginnt sich die schwarze Dotterkugel nach der Befruchtung fortgesetzt zu teilen; aus der einzelnen Riesenzelle entstehen nach und nach tausende von mikroskopisch kleinen Zellen. Nach einem genau festgelegten Plan beginnen diese nun an den ihnen von chemischen Stoffen zugewiesenen Platz zu wandern. Dort gruppieren sie sich zu Zellschichten, welche allmählich die Urform zukünf-



Luftschlösser

für das menschliche Empfinden einfach, auch wenn er kompliziert «aussieht».

Blättern

Beim weiteren Fortschreiten der Arbeit bemerkte ich, daß die Fassaden diesmal überhaupt nicht gezeichnet werden konnten. Nach zwei oder drei Versuchen gab ich es auf, zeichnete nur noch schematische Ansichten und Schnitte in verschiedenen Richtungen, quer und längs, welche die jeweiligen Dachverbindungen festlegten. Und dann begann das Bauen, mit der Bewilligung hatte es wieder geklappt.

Ich füllte Skizzenbücher. Von allen Partien skizzierte ich verschiedene Varianten, ließ mich meinen Neigungen entlanggleiten und stellte mir gleichzeitig meinen Kunden und seinen unkonventionellen Alltag vor.

Dann blätterte ich mit ihm zusammen von einer Darstellung zur nächsten, er wählte und kommentierte, und so wurde langsam das Gültige.

Mit den Skizzen fixierten wir nur Einzelteile in ihrem Ausdruck, noch ohne zu wissen, wie das Ganze aussehen werde. Ein Modell kam nicht infrage, nach meiner Erfahrung hätte das nur zu Fehlurteilen geführt. Wir suchten ja die Umgebung des tagtäglich wohnenden und wandelnden Menschen, nicht Augenfälliges für den Beobachtenden.

Bildhauer-Mauer

Die Fundamente waren schon beinah fertig, und die Maurer fragten, wie denn diese schrägen und gekrümmten Granitquadermauern geformt werden sollten. Auf den Werkzeichnungen war das nicht klar ersichtlich. Für den Bauplatz waren meine malerischen Skizzen ungeeignet.

So ging ich zu meinem Freund und oftmaligen Berater, dem Bildhauer, und fragte ihn, ob er Modelle von den einzelnen Mauerstücken schaffen könnte. Und zwei Tage später hatte ich ein erstes Stück im Maßstab 1:10.

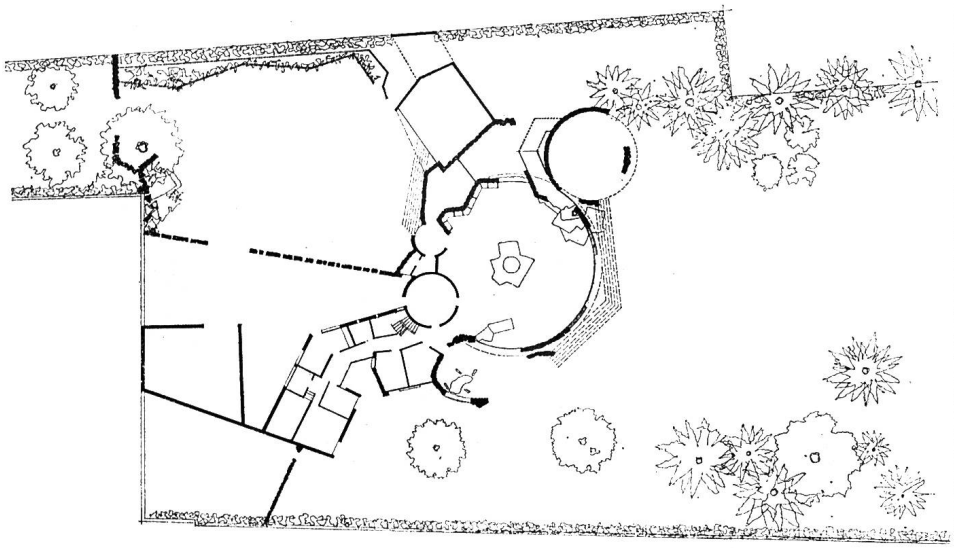
Ich fand, daß das Fragment die Maße viel zu genau festlegte. Besser wäre es, wenn den Maurern das zu Erwartende nur ungefähr vorgeschrieben würde. Sie sollten nicht jede Kante messen können, nicht nur aufs Modell, sondern auf die Mauer sehen.

Ich bat den Bildhauer, auf den Bauplatz zu kommen. Dort hatten wir schon einige gerade Mauerteile begonnen. — Er entsetzte sich über deren Leblosigkeit und begann uns zu lehren, was eine richtige Mauer sei. Er zeigte auf einen Steinhaufen und schrie: «Das ist Mauer, eure braven Steinflächen sind gar nichts!»

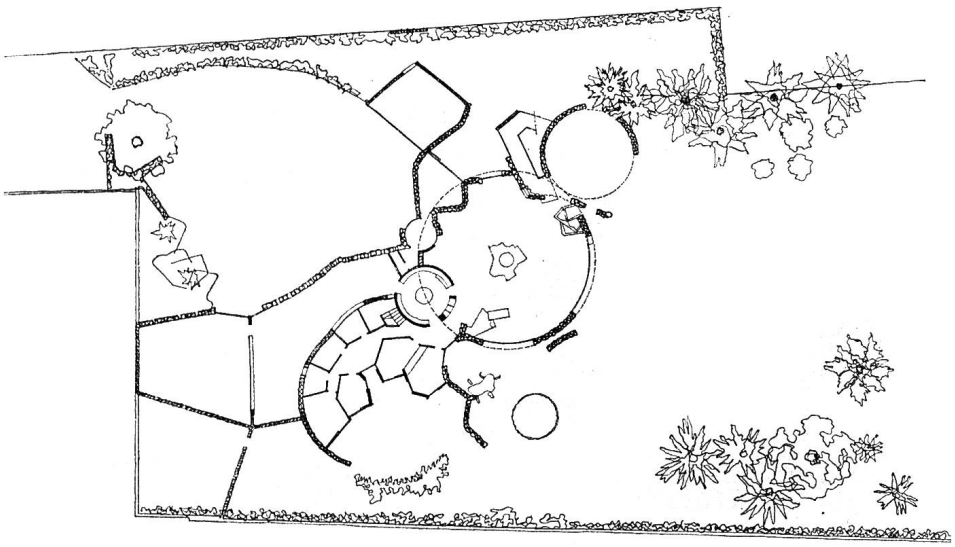
Mir wurde schwindlig. Ich hatte gehofft, daß wenigstens die Mauern einigermaßen ruhig würden. Nein. Der Bildhauer war mit einigen Maurern schon am Steinesetzen. Nach einigem Überlegen fragte ich ihn, ob er nicht ein paar Wochen auf dem Bauplatz bleiben wolle, um die Mauern ganz nach seiner Überzeugung zu bilden.

Und so tat er es denn auch.

Der Kunde, einige Tage später, fragte, ob man nicht auch die ersten «braven» Mauerteile wieder abbrechen und auch «belebter» wieder aufbauen sollte. Ich war sprachlos, auf diese Reaktion war ich nicht gefaßt.



Ornamentales Gefüge: die Wege sind noch nicht wichtig geworden



Entwurf Nummer 4: um die Wege herumgeformt

Ich muß gestammelt haben . . . daß es nicht so schlimm sei . . . man könne sie als Andenken stehen lassen.

Das sei eine gute Idee, meinte er nachdenklich, so könne man später den Werdegang des Hauses noch erkennen.

Der Bildhauer lebte mit den Maurern, rasch kannte er die Fähigkeiten, den Charakter jedes einzelnen. Und so persönlich wuchsen auch die Mauern. Er hatte das Ziel erreicht. «Manchmal können sie es besser als ich», sagte er, «und dann, weißt du, hat jeder irgendwo im Verborgenen seinen Namen eingehauen . . .»

Mein Kunde bekam auf diese Art weit mehr als was er verlangt hatte. Diese Leute arbeiteten nicht für ihn, sondern zu ihrer eigenen Freude,

Zusammenhänge in der Natur

tiger Körperorgane annehmen. So bilden sich in sinnvoller Reihenfolge u. a. die Anlagen des Verdauungstraktes, des Muskelapparates und des Nervensystems. Mit überraschender Schnelligkeit formen sich dann die groben Andeutungen feiner aus, und jetzt läßt sich auch ohne wissenschaftliche Apparaturen von bloßem Auge der Fortschritt der Entwicklung verfolgen. Man erahnt bereits die zukünftige Tiergestalt: Kopf, Rumpf und Schwanz der werdenden Kaulquappe sind unterscheidbar. Bald schon künden die ersten Zuckungen des Embryos das erwachende Leben in der schleimigen Eiweißhülle an.

Hinter dem Begriff «Entwicklung» verbergen sich eine Menge von Fragen, die noch der Klärung harren. Immerhin weiß man heute, daß nicht von Anfang an festgelegt ist, welcher Körperteil aus einer bestimmten Partie der Eizelle entstehen wird. Erst mit fortschreitender Embryonalentwicklung wird Stück um Stück des werdenden Tierkörpers determiniert und zur Entstehung freigegeben. Dieser, von den Biologen als *Induktion* bezeichnete Mechanismus ordnet weitgehend den Ablauf des gesamten Organaufbaus. Seit den bahnbrechenden Versuchen des Biologen Spemann im Jahre 1932 weiß man auch, daß komplexe Kombinationen von chemischen Stoffen für die sinnvolle Ausformung der Embryonen verantwortlich sind.

Was das Froschei dank seiner durchsichtigen Hülle jedem interessierten Laien zeigt, spielt sich in den wesentlichen Zügen auch im beschalten Ei eines Reptils oder eines Vogels ab. Auch die Entwicklung eines Säugetiers und diejenigen des menschlichen Embryos im Mutterleib folgt in erstaunlicher Weise den gleichen Gesetzen. Unter diesem Aspekt betrachtet, werden scheinbar völlig fremde Geschöpfe zu unseren geheimen Verwandten; uns selber aber wird vor dem Wunder aus dem Schlammtümpel unsere eigene Zugehörigkeit zur gesamten Schöpfung wieder einmal bewußt.

Von Armin Heller

Eigentlich realistisch

In meinem Bekanntenkreis gibt es eine Frau, die über ihre eigenen Fehler, die sie sehr wohl kennt, nicht jammert und stöhnt, sie eigentlich auch nicht mit krampfhaftem Bemühen überwinden will, sondern diese Fehler mit heiterem Lächeln akzeptiert. Die «Fehler» bestehen darin, daß sie sich gern schön macht, gern hübsche, adrette Kleider kauft, mit einem Stich ins Frivole, daß sie gar nicht das ist, was man einen Putzteufel nennt, daß sie Süßes lieber hat als ihrer Figur gut tut . . . und so weiter.

Es gibt andere Frauen, die ärgern sich über die «Selbstliebe» meiner Bekannten. Sie empören sich darüber, daß sie alles, was einer rechten Schweizerin A und O bedeutet, nicht gar so ernst nimmt. Und sie sehen es gar nicht gern, daß diese Frau immer, wenn irgendwo eine wirkliche Not sichtbar wird, zur Stelle ist, hilft, mit einem freundlichen Wort, mit einer kleinen Handreichung. – Darum «müssen» sie die unfreiwillige Konkurrentin da und dort ein bißchen verleumden . . .

Ich erinnere mich an ein Gespräch vor einigen Jahren mit einem inzwischen verstorbenen Freund. Im Zentrum unserer Unterhaltung stand das Wort «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst». Und just über dieses christliche Gebot nun äußerte mein Freund seinen Unmut. Nicht am Gebot der Nächstenliebe stieß er sich, aber an den drei Worten «wie dich

Luftschlösser

ganz aus sich selber heraus, für eine unbestimmte Adresse. Im Anfang waren sie noch zaghaft dahintergegangen, sie waren sich gewohnt, auf Schritt und Tritt kritisiert zu werden, dann aber kam langsam der gute Stolz des Handwerkers hervor. Ihre Augen blitzten verwegen, und sie hielten den Kopf hoch, wenn ich bei Baubesuchen in ihre Nähe kam.

Es wurde immer schwieriger: Die Rohbauteile waren beendigt; Fenster, Türen, Dachanschlüsse, Bodenheizung, Elektrizität und Wasser waren an der Reihe. Unter dem Druck der Probleme, welche durch die ungewohnte Bauart täglich zu lösen waren, fanden wir uns überfordert. Eines Tages blitzte es sogar jäh zwischen dem Bildhauer und mir; aber nachdem wir uns tüchtig angeschrien hatten, packte uns das Lachen. All die neuen Teile und Zutaten, die wir jetzt hinzufügten, konnten den Anfang, den wir schon alle liebten, zugrunderichten. Jede neue Zeichnung und jede Anweisung konnte nur stimmen, wenn die schon bestehende Stimmung des jeweiligen Bauteiles respektiert, verfeinert und weitergebildet wurde. Es war zum Verrücktwerden. Aber die Nerven hielten durch.

Der Besitzer hatte eigentlich im Sinn gehabt, Serienmöbel zu kaufen, um das Haus zu möblieren. Jetzt drängte er aber darauf, daß Betten und Stühle samt und sonders Spezialanfertigungen sein sollten. Nachdem die Küchenausstattung in Kirschbaumholz so treffend dastehe, müsse man jetzt bis in alle Einzelheiten weiterfahren und bis zum Ende durchhalten.

So kamen also auch die Möbelschreiner auf die Baustelle, einige aus einer großen Serienmöbelfabrik. Ich war gespannt . . . nach einiger Zeit verriet mir aber der Vorarbeiter, daß er vollkommen überrascht sei von den Fähigkeiten, die seine Schreiner entwickelten.

Ein anderer Schreinermeister brachte einen neueingestellten Arbeiter auf den Platz. Zufällig war ich auch zugegen und sah ihn Maße nehmen. Er schien vollkommen verängstigt, zitterte, schwitzte. Aber das war nur am ersten Tag. Am nächsten schon machte er überall Vorschläge und brachte seine ganze unterdrückte Holzliebe zum Singen. Später gestand er mir, daß es ihm zuerst ganz unmöglich vorgekommen sei, eine solche Arbeit überhaupt zu Ende zu bringen. Dann habe er aber den Weg und damit das Vertrauen zu sich selbst gefunden. «Sehen Sie, wie das Licht sich auf dem Holz spiegelt, wie man die natürliche Holzvene benützen muß?» sagte er und griff mit seinen starken Händen über Kanten und Rundungen, er war ein Künstler geworden, ein Holzbildhauer . . .

Wie alte Kameraden

Das Haus war noch nicht fertig, als der Bauherr bereits einzog. «Aber Sie wohnen doch in Paris?» — «Ich wüßte nicht, warum ich anderswo wohnen sollte als hier.» — Bald darauf hat er sein Haus in Paris verkauft.

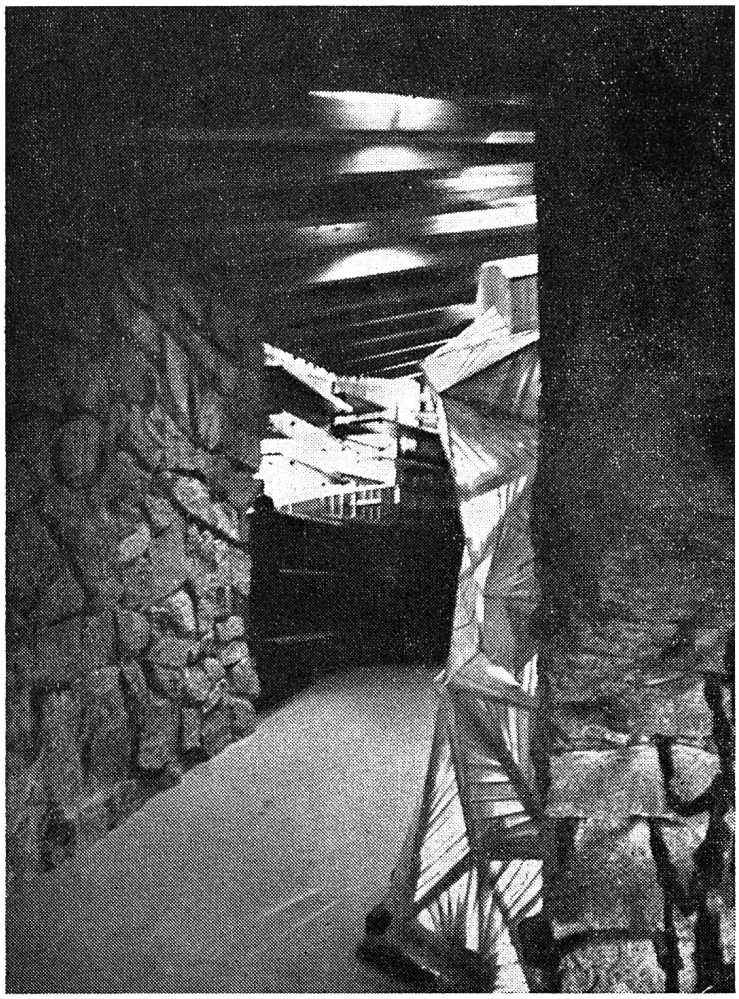
Er hat mit den vielen am Bau Beteiligten gute Bekanntschaft geschlossen. Der Bau ist fertiggeworden, aber er lebt noch weiter in den Beziehungen der Beteiligten. Wenn wir aufeinanderstoßen, die einen oder anderen, tauschen wir Erinnerungen aus — wie alte Kampfkameraden.

Und so war es eigentlich jedesmal, bei jedem späteren Haus, ob es

nun eine Million oder hundertfünfzigtausend Franken kostete. Bei dieser Bauweise ist ein genauer Kostenvoranschlag unmöglich. Aber es schien mir immer wichtiger, daß man nicht mit Zahlen die eigenen Wünsche — das heißt diejenigen des Bauherrn — blockiert. Das Erleben durfte bei einem Hausbau nicht zu kurz kommen!

Mein Teilhaber und ich mußten lernen, daß das Gelingen nur sehr wenig am Geld liegt. Es ist eine Frage der menschlichen Beziehungen, die sich jeweils mit mehr oder weniger Ungestüm, Vorsicht, Begeisterung oder Zurückhaltung ineinanderverflechten.

Wir fragen uns immer mehr, wo sich die Gründe versteckt halten, daß unsere Bauten so unerwartete Wege einschlagen. Die Architekturkritiker konnten das auch nicht herausfinden. Vielleicht liegt der Fehler bei uns, weil wir als Architekten so gern auf die Leute hören, weil wir uns von ihnen beeinflussen lassen. — Dann sprudelt es plötzlich heraus, wie wenn eine verborgene Wasserader angestossen würde, dann hat man die Quelle: Menschen — die so viel schöpferischer, origineller und leidenschaftlicher sind als man es gemeinhin von ihnen erwartet. — Sie wollen leben, experimentieren, sich entfalten.



Schwingende Alltagswege (rechts Lampe aus Holzschindeln)

Photos Jean Mohr

Eigentlich realistisch

selbst». – «Wie kann man sich selbst lieben, wenn man sich kennt? Wie kann Christus die Eigenliebe akzeptieren?»

Damals schien mir, daß mein Freund recht habe. Inzwischen bin ich nicht nur etwas älter geworden, sondern ich habe so meine Beobachtungen gemacht an mir selbst und an andern. Und heute muß ich sagen: Christus wußte, was er sagte, als er die Nächstenliebe mit der Selbstliebe in Verbindung brachte und damit die letztere als rechtens implizierte. – Er war der heutigen Psychologie um zweitausend Jahre voraus.

Heute würde ich sagen: eifernde, fanatische, enge Nächstenliebe kann schlimmer sein als Selbstliebe. Es gibt nächstenliebende Menschen von einer Intoleranz und einem Hang zu geistigem und seelischem Zwang, die die also Geliebten zur Verzweiflung bringen können.

Auf der andern Seite aber kennen wir doch alle auch Menschen, die sich selbst zwar nicht vergöttern, aber auch nicht hassen, Menschen, die ihre Tugenden und Untugenden, ihre Schwächen und ihre Stärken kennen, Menschen, die ja sagen zu sich selbst, so wie sie sind, die sich selber mögen, lächelnd, heiter, die deshalb kein Bedürfnis haben, ständig an andern herumzunörgeln, sich über andere zu ärgern, sie sogar zu hassen. – Im Gegenteil, weil sie sich selber mögen, mögen sie auch die andern.

Meine kleine Schwester ist nicht besonders gut in der Schule. Als sie in der 2. Klasse war und im Rechnen gleich zwei Dreier heimbrachte, paßte das unseren Eltern nicht. Doch sie sagte fröhlich: «Weisch Muetter, drei und drei git au es Sächsi.»

R. M.-H. in H.